



Powermoves an der Kanzel: Die Jungs von „KeraAmika“ auf dem Bühnenpodest in der Tübinger Johanneskirche. Bild: Faden
Breakdance trifft Minimal Music

Himmel und Hölle – in Bewegung

In der Tübinger Johanneskirche verbanden sich am Donnerstag „Engelsstimmen und Dämonen“ und tanzten Hip-Hop in einem ehrgeizigen Pionierprojekt.

28.01.2017

- Philipp Schmidt

Bemerkenswert, wenn die Kirchenleitung es zulässt, dass der Altar mit Tape abgeklebt wird, damit Dämonen hier ihr Unwesen treiben. Wenn Lieder ertönen, die in keinem stärkeren Kontrast zu den sonstigen harmonischen Lobpreisungen stehen. Darin kann eine Öffnung gegenüber der Kunst gesehen werden, oder ein Kalkül.

Himmel und Hölle werden schließlich kaum noch vom Pfarrer plastisch in Szene gesetzt. An diesem Abend waren Engel und Teufel leibhaftig anwesend. Zischen, raunen, schrien, mischten sich streckenweise unters Publikum, das die Kirche zur Hälfte ausfüllte.

Ein heißer Abend in der Johanneskirche: Unter dem Titel „Engelsstimmen und Dämonen – Breakdance trifft Minimal Music“ brachten unter der Gesamtleitung der Stuttgarter Hochschulprofessorin Angelika Luz zwei Dutzend Mitwirkende ein musikalisch- mystisches Hip-Hop-Stück auf die Bühne, genaugenommen vor den Altar.

Das Kooperationsprojekt der Aalener Urban-Dance-Gruppe „KeraAmika“ mit dem „Studio Neue Musik“ der Stuttgarter Musikhochschule, das am Donnerstag in Tübingen zu sehen war, versteht sich als Synthese von Musik, Tanz und Improvisation, sagte Moderator Frithjof Vollmer. Die grundlegende Thematik bestünde im Aufzeigen der Schnittstellen von Religionen.

Die These, alle Religionen seien – auf ihr Wesentliches reduziert – am Ende eins, wiederholte sich mehrfach an diesem Abend. Eine Aussage, die nicht unbedingt zum herkömmlichen Bild und zum Selbstverständnis der römisch-katholischen Kirche passen mag – ist das nicht so, als würde eine Bank ihre Räumlichkeiten einem marxistischem Lesekreis zur Verfügung stellen?

Die einzelnen Performance-Leistungen waren durchweg beeindruckend. Begonnen mit einer jungen Frau, die in sexy, ägyptisch angehauchten Posen verstörende Laute von sich gibt, die von den Wänden widerhallen. Danach wird zu lauten Trommelschlägen gebreakdanced, ein Chor stöhnt und seufzt, begleitet von seltsamen, namenlosen Instrumenten. Dazu ein kurzes Interview, Solotanz zur Bassklarinette, Schauspielarbeitung zu einer Lesung. Abschlusstanz, Verbeugung, Applaus.

Die Reaktionen im Publikum fielen wiederum gemischt aus. Sie reichten von eindeutiger Ablehnung über ein „Das-war-ungewöhnlich“ bis hin zu stürmischer Begeisterung. Hatte der Choreograph Roman Proskurin also recht, als er sagte, „Kunst kann man lieben oder hassen, aber man wird immer darüber reden“?

Und bei allen besonderen Einzelleistungen muss angemerkt werden, dass das Gesamtkonzept an diesem Abend dann doch nicht aufging. Die Handlung des Stücks changierte zwischen banal, undechiffrierbar und hermetisch.

Für sich betrachtet ist das noch kein großes Problem. Es wird allerdings zu einem, wenn die Kunst zugleich den Versuch unternimmt, sich selbst zu interpretieren. Dies geschah explizit in dem gestellten Interview, in dem zwei angeblich „wahllos“ ausgewählte Künstler über ihre persönlichen Auffassungen von Religion sprachen. Religion sei primär Tradition, Glaube solle persönlich sein.

Schön und gut, aber mit diesen in die Gesamtauführung eingeflochtenen Statements gewinnen die Szenen eine vorgegebene Bedeutung, und das schadet der Wirkung, die dann nicht mehr frei ist. Was gerade in diesem Fall bitter nötig gewesen wäre.